

I.

Die Schlacht von Magenta war geschlagen, und eine herrliche Provinz des schönen Oesterreich, die fruchtbare Lombardei, war im Besitze der Feinde, obwohl für deren Erhaltung Tausende von Oesterreichs bravsten Söhnen ihr Leben geopfert hatten.

Aber ebenso tapfer wie in der Brust seiner treuen Unterthanen, schlug das Herz in der Brust des jugendlichen Herrschers. Er gab die Lombardei, diese kostbare Perle seiner Krone, noch nicht verloren; und was im Bereiche der Möglichkeit lag, sollte aufgeboten werden, sie wieder zu gewinnen. Der damals jüngste Herrscher Europas stellte sich selbst an die Spitze seines Heeres, der Kaiser selbst wollte es zum Kampfe und, wenn es der Wille Gottes war, zum Siege führen.

Am 4. Juni 1859 hatte die verhängnisvolle Schlacht von Magenta stattgefunden, und nicht zwanzig Tage später überschritt das österreichische Heer wieder den Mincio.

Mit all' den heißen Segenswünschen der Zurückgebliebenen, mit all' ihrer Angst und ihren Thränen mischten sich auch die meinen; denn mein Vater hatte, begeistert von dem kühnen Entschlusse des jungen Monarchen, wieder zu den Waffen gegriffen. Sein altes Soldatenblut duldete es nicht, daß er zu Hause ruhte, während seine Waffenbrüder im Felde vielleicht Vorbeeren pflückten. So hatte sich mein lieber Vater wieder zum Eintritte in die Armee gemeldet und war mit Freude aufgenommen worden.

Der Abschied war für mich gar schwer und bitter; durfte ich doch nicht einmal in unserem trauten Heim bleiben, sondern sollte weit fort von unserem heimatlichen Schlosse in das Siebenbürgische Karpathenland

hinein, in ein Kloster, dessen Priorin eine Cousine meines Vaters war. Sie hatte die Anfrage meines guten Vaters, ob sie geneigt sei, sein Töchterlein während des Feldzuges unter ihren Schutz und Schirm zu nehmen, mit einer sehr freundlichen Einladung erwidert. „Ihre Tochter wird ein friedliches und ruhiges Asyl in unserem Kloster finden, und der Umgang mit den ehrwürdigen Schwestern wird sie trösten und wird sie lehren, mit Ergebung in den Willen des Höchsten die so schmerzliche Trennung von ihrem Vater zu ertragen. Mir wird Ihre liebe Tochter Teresa herzlich willkommen sein,“ schrieb meine Tante Priorin, wie sie bei uns hieß, und befriedigte damit meinen lieben Vater vollständig.

Er hatte wohl recht, mein guter Vater, daß er mich nicht allein zu Hause lassen wollte. Was hätte ich auch anfangen sollen, so einsam in den hohen düsternen und doch so lieben Räumen unseres alten Schlosses? So wurde denn unser altes Castell der Obhut unserer treuen Diener übergeben, und mein Vater und ich reisten an einem und demselben Tage ab; er zunächst nach dem Westen, das heißt nach Wien, und ich nach dem Osten. Die Stadt, bei welcher das Kloster Maria-Trost lag, dem meine Tante vorstand, befand sich fast an der südlichen Grenze des Landes. Es war eine mühsame und beschwerliche Reise, welche ich zurückzulegen hatte, größtentheils zu Wagen; im Jahre 1859 gab es in Ungarn eben noch nicht besonders viele Eisenbahnen. Unser alter zuverlässiger Diener Lajos war mein einziger Reisebegleiter, und er brachte mich denn auch wohlbehalten bis vor das Klosterthor. Es war ein hohes, von Alter schwarzgewordenes Thor, geheimnisvoll verschlossen, welches den düsternen Mittelpunkt des langen Klostergebäudes bildete, aus dessen grauen Mauern aber die spiegelblanken Fenster Scheiben, welche durchgehends mit weißen Mullgardinen verhängt waren, recht freundlich hervorleuchteten.

Es durchschauerte mich seltsam, als sich auf das beherzte Läuten des alten Lajos der schwere Thorflügel langsam in seinen Angeln drehte, ohne daß eine öffnende

Hand sichtbar wurde. Ich stieg aus dem Wagen und trat ziemlich zaghaft über die Schwelle des Klosters, obgleich ich mich bemühte, sehr gelassen auszugehen. Erwartungsvoll blickte ich in der hohen Halle umher; da trat hinter dem noch halb geöffneten Thorflügel eine dunkle Gestalt hervor, eine Nonne, die mit tief gesenkten Wimpern halblaut den üblichen Gruß sprach und nach meinem Begehre fragte.

„Ich möchte mit der Frau Priorin sprechen, ich glaube erwartet zu sein,“ entgegnete ich bedeutend muthiger; denn die demüthige Haltung der Schwester Pförtnerin flößte mir etwas wie Mitleid ein. Die Nonne blickte jetzt rasch auf. „Dann haben wir wohl die Ehre, das Fräulein Teresa von Teleki, die Nichte unserer ehrwürdigen Mutter, zu begrüßen?“ sagte sie freundlich und fuhr auf meine Bejahung eifrig fort: „Ich habe den Auftrag, Ihre Ankunft sogleich zu melden; bitte, treten Sie einstweilen hier in das Sprechzimmer; Ihr Gepäck werde ich gleich in das für Sie bestimmte Zimmer bringen lassen.“

So nahm ich denn Abschied von dem alten Lajos. Er sollte sofort nach unserem Schlosse zurückkehren, und als ich an dem vergitterten Fenster des Sprechzimmers hinter den weißen Mullvorhängen stand, da fühlte ich mich erst recht verlassen, und Thräne auf Thräne schlich sich über meine Wangen herab. Es währte aber nicht lange, so trat die Schwester Pförtnerin wieder ein und ersuchte mich, ihr zu folgen, die Frau Priorin wünsche, mich gleich in ihrem Zimmer zu sprechen. Ich schritt schweigend an der Seite meiner Führerin durch den hallenden Gang, dann eine breite Steintreppe hinauf, und im Gehen beschäftigte ich mich damit, mir auszumalen, wie wohl die Tante Priorin aussehen möge. Ich kannte sie ja nicht, es war in unserem Hause nicht einmal oft von ihr die Rede gewesen. Jetzt in den letzten Tagen vor unserer Abreise hatte mich mein lieber Vater nur an einen viel jüngeren Bruder der Frau Priorin erinnert, der vor Jahren ziemlich häufig bei uns verkehrt hatte, und der seiner Schwester sehr ähnlich sein sollte. Aber ich war damals ein Kind

gewesen, und nicht die leiseste Vorstellung der Gesichtszüge Onkel Julians haftere mehr in meinem Gedächtnisse. Ich erinnerte mich nur, daß meine liebe verstorbene Mutter ihn sehr gern hatte singen hören, und daß auch mir seine Lieder gefielen, obgleich sie immer so sehr traurig waren, so traurig, wie Onkel Julian selber. Er war, wie mein Vater mir erzählt hatte, vor fast zwölf Jahren in's Ausland gegangen und dort verschollen.

Ich erwachte wie aus einem Traume, als meine stille Begleiterin plötzlich vor einer hohen, dunklen Thür stehen blieb, leise anklopfte und gleich darauf die Thür für mich öffnete, obgleich ich keine Aufforderung einzutreten gehört hatte. Geräuschlos schloß sich die Thür wieder hinter mir, ich stand vor meiner Tante! Erstaunt sah ich zu der edlen würdevollen Frau auf, deren große, dunkle Augen mit freundlich prüfendem Ernste auf mir ruhten. Die scharfgezeichneten Züge mußten einst von großer Schönheit gewesen sein; das Gesicht war zwar sehr blaß, sah aber doch nicht krankhaft aus, wie man das so oft in Klöstern findet. Ein fester, energischer Wille stand auf der hohen, gewölbten, elfenbeinweißen Stirne und sprach sich in dem etwas vorspringenden Rinne aus und contrastirte eigenthümlich mit einem leisen schmerzlichen Zug um die feinen Linien des Mundes.

Diese Beobachtungen machte ich allerdings nicht auf einmal in dem Augenblicke, da ich vor meiner Tante stand, sondern erst nach und nach in vielen Tagen. Man ist für gewöhnlich mit neunzehn Jahren keine sehr scharfe und schnelle Beobachterin.

Die Tante Priorin empfing mich mit großer Herzlichkeit, die aber freilich nicht ganz frei von etwas abführender Klostergemeinheit war. Ich küßte die Hand der Priorin, aber sie küßte mich nicht auf den Mund, wie ich erwartet hatte; ich erfuhr später, daß die Ordensregeln jeden Kuß verbieten.

Meine Tante bot mir einen Platz an und setzte sich mir gegenüber auf einen der drei schweren dunklen Eichenstühle, welche mit einem Betpulte, einer Bü-

cher-Stage und einem schweren Schreibtische die ganze Einrichtung des düsteren, engen Gemaches bildeten. Die Tante schien meinen verwunderten Blick, der auf dem großen, ziemlich roh geschnitzten Crucifix haften geblieben war, zu bemerken.

„An die Einfachheit in unserem Hause wirst Du Dich gewöhnen müssen, mein Kind,“ sagte sie mit ernstem Lächeln. „Ich kann mir zwar denken, daß Dein Schönheitsfinn von den düsteren Farben und den eckigen Formen hier manchmal beleidigt werden wird, aber es hat auch das sein Gutes. Man gewöhnt sich dadurch, sich von dem rein Außerlichen, dem Sinnlichen abzuwenden, und sich ganz in das Wesen und den Geist zu vertiefen. Unser Kloster ist zwar nicht gerade arm, aber ich dulde nichts, was auch nur entfernt an Luxus gemahnt.“

Meine Tante hatte eine merkwürdige Stimme; sie klang nicht laut, aber doch hell — sie war nicht mild, und doch wohlklingend.

„Ich bin nicht verwöhnt, liebe Tante,“ beeilte ich mich zu versichern, wie Du anzunehmen scheinst. Mir ist jedes Zimmer recht, das Du mir anweist, wenn ich nur ungestört an meinen lieben Vater denken kann.“

Die feinen Brauen meiner Tante hatten sich ein wenig zusammengezogen, als ich zu sprechen begonnen hatte. „Um Gines, Teresa, muß ich Dich bitten,“ sagte sie ruhig. „Ich wünsche nicht, daß Du mich „Tante“ nennst; ich möchte nicht daran erinnert werden, daß ich Verwandte habe. Mich fesselt kein irdisches Band an die Welt. In unser Haus habe ich Dich aufgenommen, wie ich jede Person aufgenommen haben würde, welche, wie Du momentan, eines Schutzes bedurft und sich an mich gewendet hätte. Ich bin für Dich, wie für meine Schwestern die ehrwürdige Mutter Sybilla. Ich sage „Du“ zu Dir, weil Du jung und jetzt mein Schützling bist, wünschst Du aber, daß ich in Dir nur das „Fräulein von Teleki“ sehe, so sage es.“

Ich verneinte lebhaft und erklärte mich mit allem zufrieden. Nicht, daß ich ein besonders demüthiges Herz besessen hätte; aber ich wußte vor Ueberraschung nicht,

was ich anderes hätte sagen sollen. So sehr mich einerseits die Worte der ehrwürdigen Mutter Sybilla durchkältet hatten, so sehr versöhnte mich andererseits der freundliche Blick, welcher dabei auf mir ruhte. Und vielleicht würde sich doch noch mein Widerspruchsgeist oder meine Empfindlichkeit geregt haben, wenn ich mir nicht gesagt hätte, daß die Frau Priorin wahrscheinlich durch die strengen Klosterregeln gezwungen sei, so zu handeln. Uebrigens fand ich den ungewöhnlichen Namen „Sybilla“ für die Gestalt dieser Priorin sehr passend gewählt. So, gerade so mußte jene römische Sybilla ausgesehen haben, welche ruhig die Schätze ihrer Weisheit verbrannte, so schön, so ernst und so kalt geheimnisvoll. Während ich das dachte, beantwortete ich bereits die freundlichen Fragen der Priorin über meine Reise, über das Befinden meines Vaters, über unser Leben zu Hause, über den Krieg und so weiter. Wir wurden dadurch in ein lebhaftes Gespräch vertieft, und ich sah bald, daß die ehrwürdige Mutter — „Tante“ wagte ich sie jetzt nicht einmal in Gedanken mehr zu nennen — eine äußerst gebildete und geistig geschulte Frau war, mit der zu sprechen ein Vergnügen sei, und von der ich viel lernen könnte. Es that mir leid, als die Oberin aus ihrem breiten schwarzen Wollgürtel eine schlichte silberne Uhr zog und sich nach einem Blicke darauf erhob. „Ich werde Dich jetzt in Deine Zelle führen,“ sagte sie mit leichtem Lächeln; Du wirst müde sein und ruhen und Dich erfrischen wollen. Ich werde Dir heute das Abendbrod auf Dein Zimmer schicken, später kannst Du, wenn Du willst, mit den Novizinnen speisen.“

Mein Zimmer, oder meine „Zelle“, wie die Priorin gesagt hatte, befand sich fast am Ende eines Corridors des großen Gebäudes. Die Priorin empfahl mir, es mir bequem zu machen. Wenn ich etwas benötigte, sollte ich läuten; es befand sich ein Glockenzug an der Wand, d. h. eine einfache dicke dunkelblaue Schnur, aber das war doch schon ein Hauch von Comfort. Wenn es mir gefällig sei, möge ich noch etwas in den Garten gehen, fügte die Oberin hinzu, und trat

an eines der Fenster; gedankenvoll sah sie hinab, und wieder fürchte sich leise die schöne Stirn. Ich stand neben der Priorin und schaute gleich ihr hinaus über den großen reinen gepflasterten Hof — damals eine Seltenheit in den kleineren ungarischen Städten. An den Hof stieß der Klostergarten, wie mir schien, von endloser Ausdehnung. Reichbelaubte Bäume mit prachtvollen Kronen schlossen sich scheinbar dicht an die wunderbaren Linien des fernen Gebirges, welches mit seinen gigantischen Formen schon in leisem Abendduste schimmernd und doch heiß vom Abendroth bestrahlt, kühn und gewaltig den Horizont schnitt. Es war ein schönes, schönes Bild!

„Es ist schwül hier“, sagte die Priorin und öffnete einen Fensterflügel. Durch das Gemach strich ein linder, kühler Windhauch und trug auf seinen Schwingen das Rauschen der Bäume da unten aus der grünen Gartenwildnis und das Zwitschern und Jubeln und Singen der kleinen gefiederten Bewohner der hundertjährigen Kronen zu uns herauf.

„Wir haben heute einen schönen Tag gehabt“, sagte die ehrwürdige Mutter endlich halblaut, aber mehr für sich, „solch' ein lichter Sommertag ist erheiternd für jedes bedrückte Gemüth. — Bis neun Uhr darfst Du das Fenster offen behalten. Am neun müssen alle Fenster geschlossen sein. Ich kann Dir nicht verbieten, auch nach dieser Stunde noch Licht zu haben, aber schließe dann die Vorhänge. Und nun muß ich Dir jetzt schon „gute Nacht“ sagen, mein Kind, ich werde Dich heute nicht mehr sehen können. Gott behüte Dich; schlafe recht ruhig.“

Im Fortgehen trat die Priorin zu einem dunkelbraunen etwas alterthümlichen Secretär, der neben dem Fenster stand, und öffnete die Klappe desselben, welche innen mit dunkelblauem Tuche überzogen war. Das Innere des Secretärs zeigte in einer tiefen Nische ein wunderliebes Bild der heiligen Cäcilia. Zu beiden Seiten der Nische befanden sich einige Schubfächer.

„Hier kannst Du schreiben und denken, Teresa,“ sagte meine Tante, und legte die feine Hand einen

Augenblick auf das blaue Tuch. „Betrachte alles in dem Zimmer als Dein Eigenthum, und richte es Dir so behaglich als möglich ein. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sagte auch ich. Ich fand alles so sonderbar. Und doch hätte ich nicht zu sagen vermocht, worin die Sonderbarkeit eigentlich bestand. Daß die Klosterregeln manche Abweichung von der Sitte der Welt bedingen, wußte ich ja; daß mein Zimmerchen im Gegensatz zu dem streng einfachen Gemache meiner Tante einen gewissen, wenn auch höchst bescheidenen Comfort aufwies, konnte doch auch nicht weiter auffallen. Ich bewohnte wahrscheinlich ein Gastzimmer des Klosters. Vielleicht hatte mich nur der Gutenachtgruß meiner Tante am hellen Tage so eigenthümlich berührt; es war noch nicht sieben Uhr Abend und ein klarer Julitag. — Ich hatte aber für jetzt nicht Lust, über Sonderbarkeiten und Nichtsonderbarkeiten weiter nachzudenken, sondern kühlte Gesicht und Nacken mit dem frischen Wasser, welches ich auf dem Waschtische hinter den weißen Vorhängen eines Alkovens, in dem auch mein Bett stand, gefunden hatte, und vertauschte meine Reisetoylette mit einem leichteren Kleide; da ich mein Gepäck auch schon in dem Alkoven vorfand. Ich ordnete gleich meine Sachen in dem Schranke und in der Commode meines Zimmers und stellte einen Theil meiner Bücher und die Bilder meiner Eltern auf die Commode. Meine „Zelle“ sah jetzt viel wohnlicher und freundlicher aus. Raum war ich mit dem Ordnen fertig, als eine schon ziemlich bejahrte Nonne mit gutmüthigem, rothem Gesichte mir auf einer Platte mein Abendbrod brachte, welches, ich gestehe es, meinem neunzehnjährigen Appetit sehr willkommen war. Die Nonne trug eine ähnliche Kopfbedeckung wie die Priorin, nur hatte die ehrwürdige Mutter Stirn, Hals und Brust mit weißem Linnen umhüllt gehabt, während ein schleierartiges, schwarzes Tuch über den Kopf und zu beiden Seiten des Gesichtes herabfiel. Dieses Tuch, oder dieser Schleier war bei der Nonne, welche jetzt sorgfältig meinen Tisch deckte, auch von weißer Farbe. Ich hätte gern mit der Nonne gesprochen, doch wußte ich nicht recht, wie ich

sie anreden sollte. Da fiel mir ein, daß die ehrwürdige Mutter Sybilla ihre untergebenen Nonnen „Schwestern“ genannt hatte. „Werden Sie so freundlich sein, ehrwürdige Schwester,“ sagte ich also möglichst ehrerbietig — ich hatte schrecklichen Respekt vor jeder Nonne — „mich, nachdem ich gegessen habe, in den Garten zu begleiten, ich möchte gern noch ein wenig Bewegung machen.“

Ein sonniger Ausdruck flog über das frische Gesicht der Nonne; es machte ihr augenscheinlich Freude, daß ich mit ihr sprach.

„Ich bitte, mich nur „Schwester Christine“ zu nennen, ich bin die Küchenschwester,“ erwiderte sie bescheiden. „Was Ihre Begleitung anbelangt, Fräulein,“ fuhr sie fort, „so hat die ehrwürdige Mutter schon die Novize Hedwig bestimmt, das Fräulein in den Garten zu führen; ich muß mit den andern Schwestern zur Abendandacht.“

„Und muß da die Novize Hedwig nicht mit?“ fragte ich neugierig.

„Die ehrwürdige Mutter hat ihr gestattet, später allein zu beten.“

„Ach nein, da verzichte ich lieber auf meinen Spaziergang,“ entgegnete ich schnell, aber freilich nicht ohne Bedauern. Ich wäre sehr gern in den Garten gegangen, doch war es mir unangenehm, daß wegen mir auch nur die geringste Aenderung in den Klostergebräuchen eintreten sollte.

Schwester Christine sah mich aber fast bittend an. „Es ist ein so schöner Abend,“ sagte sie überredend, „den sollten Sie im Freien genießen; ich werde Schwester Hedwig herschicken, wenn es Ihnen gefällig ist. Schwester Hedwig ist noch jung.“

Wir stieg bei den letzten Worten unwillkürlich der Gedanke auf, daß Schwester Hedwig wohl ein Günstling Schwester Christinens sei, welche es für diesen Günstling vielleicht für viel angenehmer hielt, unter grünen Bäumen den Duft der Blumen zu athmen, als in der düsteren Klosterkirche Vitaneien zu murmeln.

„Dann seien Sie so freundlich und theilen Sie

Schwester Hedwig mit, daß ich sie in einer Viertelstunde erwarte," sagte ich zustimmend.

Schwester Christine lächelte sehr befriedigt, und von diesem Momente an fühlten wir, daß wir Beide uns sehr gut vertragen würden.

"Wenn Sie sonst etwas bedürfen, bitte ich zu läuten," sagte Schwester Christine und entfernte sich grüßend.

Und pünktlich nach einer Viertelstunde erschien Schwester Hedwig, ein ungefähr siebenzehnjähriges Mädchen mit einem lieben Kindergesichtchen. Ich war von der anmuthigen Erscheinung so überrascht, daß ich, wie ich fürchte, die junge Novize sehr unhöflich anstarrte. Sie bemerkte wohl nichts davon, denn sie blickte schüchtern zu Boden, und kindlich klang auch ihre Stimme, als sie sich mir vorstellte.

In Kurzem waren wir in dem schönen, großen, zum Theile gepflegten, zum Theile verwilderten Garten, d. h. so viel ich wahrnehmen konnte, war nur ungefähr das erste Drittel des weitläufigen Gartens angepflanzt und bebaut. In dem zweiten Drittel zeigte sich bereits Mangel an Pflege und beginnende Verwilderung. An den mit Unkraut überwucherten Wegen zog sich hohes beerentragendes Gesträuch entlang, das mit den längst unbeschnittenen Zweigen den Vorübergehenden den Durchgang zu wehren schien; die frühere Form der Beete war nicht mehr zu erkennen, die großen Grasplätze glichen in ihrer Buntheit wahren Waldwiesen, und ich wunderte mich wirklich, daß die allem Anscheine nach gleichfalls vernachlässigten Obstbäume dieses Theiles noch Früchte angehängt hatten und einige derselben über und über voll purpurner Kirschchen hingen. War es schade, daß man den großen Garten in seinem bedeutendsten Theile so ungepflegt ließ, oder sollte man sich nicht vielmehr über diese frische urwüchsigte Pflanzenpracht freuen?!

Meine Begleiterin, die ganz zutraulich geworden war, schien meine Gedanken zu errathen; denn sie sagte plötzlich ernsthaft: „Unser Garten soll früher weit und breit berühmt gewesen sein wegen des darin gezogenen

feinen Gemüses, wegen seines vortrefflichen Obstes und der herrlichen Blumen. Man nannte den Garten nur den „schönen Klosterpark“, weil er so groß ist, wie Sie sehen; aber seit vielen Jahren wird nur das Stück, welches unserem Hause zunächst liegt, noch gepflegt. Unsere ehrwürdige Mutter sagt, die Auslagen für den Garten stünden in keinem Verhältnisse zu seinem Ertrage.“

Ich schüttelte den Kopf. Ich verstand zwar nicht viel von Horticultur, aber daß dieses herrliche Stück Gartenland nicht seine Pflege reichlich vergüten sollte, erschien mir nicht sehr einleuchtend. Ich unterdrückte aber wohlweislich meinen wirtschaftlichen Zweifel und wollte eben meine junge Gefährtin fragen, weshalb sie denn ins Kloster gegangen sei — mir erschien ein solcher Entschluß übermenschlich heldenhaft, — da blieb Schwester Hedwig plötzlich vor einer wandartigen, mindestens zwei Meter hohen Tagushecke stehen, hinter welcher reichbelaubte Baumkronen noch hoch emporragten.

„Hier können wir nicht weiter“, sagte Schwester Hedwigs sanfte Stimme.

„Ist hier der Garten zu Ende?“ fragte ich.

„Nein, hier beginnt das „dritte Drittel,“ lächelte die junge Nonne; „aber die Tagushecke ist fast undurchdringlich, und hinter derselben ist feuchter Waldboden mit wüstem Gestrüpp bewachsen, welches von den himmelhohen Buchen überragt wird, deren Wipfel so düster zu uns herüberschauen.“

„Waren Sie schon hinter dieser Hecke?“ unterbrach ich die Novize.

„Ich!“ rief Sie erstaunt, „oh nein. Wir Novizinnen dürfen immer nur in Begleitung einer ehrwürdigen Schwester in den Garten, und nur zweimal des Tages. Bis hierher bin ich nur ein einziges Mal mit Schwester Christine gekommen. Unsere ehrwürdige Mutter hat es nicht gern, wenn wir tiefer in den Garten gehen.“

„Das würde mir gerade Vergnügen machen, hier durch diese undurchdringliche Hecke zu kriechen und die Wüstenei zu durchstreifen,“ sagte ich muthwillig.

Die großen lichten Kinderaugen Schwester Hedwigs sahen mich erschrocken an.

„Ach thun Sie das nicht!“ entgegnete sie ängstlich mit leiserer Stimme. „Es soll, wie die älteren Schwestern erzählen, hier des Nachts ein böser Geist sein Spiel treiben. Wer ein gutes Gewissen hat, der darf sich zwar vor nichts fürchten, denn ihn beschützen die heiligen Engel,“ fügte sie fromm hinzu, „man darf aber den lieben Gott doch nicht versuchen.“

„Ich konnte gar nicht antworten, so überrascht war ich von diesem Aberglauben in so rührend frommem Gewande. Freilich, das waren wohl Klostergedanken; mein lieber Vater hatte mir ja gesagt, welchen Anschauungen ich im Kloster begegnen würde.“

„Es wird spät, wir werden gehen müssen,“ sagte ich statt einer Erwiderung zur Schwester Hedwig.

„Sie haben recht, aber es ist schade, daß wir schon umkehren müssen, der Abend ist so schön,“ entgegnete sie mit einem leichten Seufzer. „Doch will ich Sie wenigstens einen anderen Weg zurückführen.“

Wir schritten noch eine Strecke an der Taguswand entlang, aber der Weg war hier so schmal, daß Schwester Hedwig vorausgehen mußte. Ich bewunderte, ihr folgend, ihre schlanke, edelgebaute Gestalt, welche selbst das unschöne schwarze Mäntelchen und das plumpgenähte schwarze Kleid nicht ganz verhüllen konnte. Nur erstaunte ich über den schwerfälligen Gang, über die heinahe schlürpfenden Schritte des jungen Mädchens. Da sah ich sie plötzlich vor mir straucheln. Sie wankte, und trotzdem sie sich an dem Gesträuche festhielt, wäre sie wohl gefallen, wenn ich sie nicht gestützt hätte. Die arme kleine Nonne war ganz dunkelroth geworden.

„Vergelt's Gott“, flüsterte sie verschämt, und auf meine Frage, worüber sie gestrauchelt sei, meinte sie, über eine Baumwurzel, welche quer über den Weg hinlaufe; aber Hedwig stand noch immer auf derselben Stelle, so daß ihr Kleid den Weg deckte.

„Haben Sie sich verletzt?“ fragte ich besorgt über ihr Stehenbleiben.

„O nein“, entgegnete sie leise, „aber ich möchte Sie bitten, ein wenig vorauszugehen, mir ist ein Schuh heruntergefallen.“

Gehorsam gieng ich einige Schritte voraus, da hörte ich eine hastige Bewegung hinter mir, und in der Meinung, die Novize habe sich doch einen Schaden zugefügt, wandte ich mich wieder um. Du lieber Gott! Da stand das arme Kind gegen einen Baumstamm gelehnt und bemühte sich, an ihrem zierlichen, kleinen Aschenbrödfelßfuß ein wahres Ungeheuer von einem Schuhe zu befestigen. Daß dieser Schuh, welcher, was Länge, Breite und Plumpheit anbelangt, mit dem Bundschuhe eines der riesigsten, rumänischen Bauern hätte erfolgreich concurririeren können, an dem zarten Mädchenfuß nicht festsaß, war freilich kein Wunder, und daß Schwester Hedwig darin nicht gut gehen konnte, ebensowenig.

Das arme Kind wurde wieder blutroth, als es bemerkte, daß ich mich umgewandt hatte. Schnell ließ die Novize ihr Kleid fallen und kam zu mir.

„Mein Gott, wie können Sie nur solche Riesen-schuhe tragen?“ rief ich ihr unter dem Eindrucke des Gesehenen wohl etwas unbedacht entgegen.

Die großen blauen Augen Schwester Hedwigs füllten sich mit Thränen. „Es geschieht zur Buße“, versetzte sie leise.

„Zur Buße!“ wiederholte ich erstaunt, und hätte gern hinzugefügt, daß das zum mindesten eine seltsame Buße sei; aber ich schwieg und suchte in Gedanken nach einem anderen Thema, um den peinlichen Eindruck des kleinen Zwischenfalles zu verwischen. Es gieng mir, wie fast den meisten Leuten in solchen Fällen, mir fiel nämlich nichts Gescheidtes ein. Ob nun Schwester Hedwig mein Schweigen misdeutete, oder ob sie einem anderen Beweggrunde folgte, weiß ich nicht, aber sie begann plötzlich schüchtern: „Ich kann Ihnen ja sagen, weshalb ich diese Schuhe tragen muß, es wird nur eine kleine heilsame Strafe mehr für meine Sünde sein.“

Ich dachte bei mir, daß die Sünden dieses lieblichen Mädchens wohl nicht besonders schwer sein könnten, aber ich mochte sie nicht unterbrechen, und sie fuhr fort: „Vor Kurzem sollten alle Novizenschwestern neue Schuhe bekommen, und als die Frau des Schuhmachers kam, um uns Maß zu nehmen, da bat ich sie heimlich, mir

recht hübsche Schuhe zu machen. Die ehrwürdige Mutter erfuhr diese Aeußerung meiner sündhaften Eitelkeit und bestellte zur Strafe für mich die Schuhe, die ich jetzt trage."

"Und wie lange müssen Sie diese tragen?" fragte ich. "Bis die neuen Schuhe der Novizinnen verbraucht sind, erwiderte Schwester Hedwig mit einem leisen Seufzer, den ich sehr berechtigt fand; im Kloster hatten wahrscheinlich die Fußbekleidungen ein langes Leben.

Wir that das arme Mädchen sehr leid; diese Buße erschien mir von kindischer Grausamkeit, obgleich sie vom Standpunkte des Klosters vielleicht gerecht war.

"Verzeihen Sie, meine unbescheidene Neugier," sagte ich herzlich zu meiner Begleiterin, "aber mich würde es sehr interessiren, zu erfahren, wie Sie in's Kloster gekommen sind."

"Das ist ja kein Geheimnis," entgegnete meine Führerin unbefangen, "meine Mutter hat mich verlobt."

"Verlobt, was heißt das?"

"O, Sie kennen den Ausdruck nicht? Das heißt, meine Mutter hat während einer schweren Krankheit meines Vaters das Gelübde gethan, mich dem Kloster zu weihen, wenn mein Vater genesen würde. Das Gelübde wurde von der heiligen Maria angenommen, mein Vater wurde gesund, und so kam ich in's Kloster."

"Und Sie waren mit dem Gelöbniße ihrer Mutter einverstanden?" fragte ich.

Die Novize lächelte. "Ich war damals ein Kind von sechs Jahren, konnte also nicht gefragt werden."

Ich warf einen scheuen Seitenblick auf das junge Mädchen, welches so harmlos, ja ahnungslos mir erzählte, daß es grausam um seine freie Selbstbestimmung betrogen worden sei, betrogen um Jugend, Leben und Recht!

Die arme kleine Schwester Hedwig mag sich gewundert haben, daß ich mit einemmale so schweigsam wurde. Ich dachte darüber nach, daß ich während der wenigen Stunden meines Hierseins schon recht viel an Beobachtungen und Erfahrungen für die späteren Mittheilungen an meinen lieben, theuren Vater gewonnen habe; und dann dachte ich daran, daß es am besten sei,

der jungen Novize gegenüber von meinen Anschauungen über ihr Los zu schweigen. Sie war vielleicht recht gern im Kloster, und wenn nicht, so konnte ich ihr doch nicht helfen.

„Gute Nacht,“ sagte ich, als wir an dem in den Hof führenden Klosterthore angekommen waren, und bot meiner jungen Begleiterin die Hand, indem ich meinen Dank für ihre freundliche Führung aussprach.

Schwester Hedwig lehnte ihn bescheiden lächelnd ab und fragte mich, in welche Messe ich morgen gehen wolle, ob um sieben Uhr früh, oder um zehn Uhr in das Hochamt. Der morgige Tag war nämlich ein Sonntag. Ich entgegnete, daß ich es mir überlegen wolle, zu welcher Stunde ich dem Gottesdienste beizuhören würde, und suchte mein Zimmer auf. Ich war müde geworden, müde von der langen Reise und von den neuen Eindrücken. Aber als ich jetzt allein in dem kleinen Klosterzimmer war, in so fremdartiger Umgebung, so weit, so weit von meinem theuren Vater, der fortgezogen war, um Blut und Leben in dem Kampfe für seinen jungen Kaiser und Herrn zu wagen — als ich daran dachte, daß vielleicht jetzt, in diesem Augenblicke schon, das theure Leben meines Vaters bedroht sein könne — da faßte mich eine fast verzweiflungsvolle Bangigkeit. Ich schrie auf vor Schmerz und Trennungswel, und preßte dann wieder mein Taschentuch auf meine Lippen, damit Niemand im Hause die Ausbrüche meiner Verzweiflung hören möge. Endlich warf ich mich vor dem Bilde der Madonna, welches über dem kleinen Betstuhle in meinem Zimmer hing, auf meine Kniee und flehte um Trost und Ergebung in den göttlichen Willen. Ich erhob mich ruhiger und gefaßter und nahm mir vor, das nächst dem Gebete wirksamste Mittel gegen meine Bangigkeit anzuwenden, nämlich an meinen lieben Vater zu schreiben. Ich zündete die beiden Wachskerzen an, welche ich auf meinem Tische fand — bis jetzt hatte nur der Mond mit seinem milden Lichte mein Gemach erhellt, aber freilich dabei auch die Schatten der Fensterkreuze sich in gespenstischem Dunkel von dem lichtübergossenen Fußboden abheben lassen. Dann zog ich

die Vorhänge der Fenster zu, aber einen Flügel des dem Secretär zunächst liegenden Fensters ließ ich trotz der Mahnung der Priorin offen.

Die Nacht war gar so balsamisch mild, und der laue Lusthauch, der in mein Zimmer drang, trug mir all die süßen Düfte der Heliotropen, Rosen und Lilien des Gartens zu. Ich hoffte, es würde Niemand mein offenes Fenster bemerken.

Als ich den Secretär aufschloß, die Pultplatte herunterklappte und die Schubfächer aufzog, um mein Schreibgeräthe darin zu bergen, erinnerte ich mich unwillkürlich an das Drama „des Meeres und der Liebe Wellen“ von Grillparzer, welches mein Vater mir letzte Weihnachten geschenkt hatte. Wie die arme, zur Priesterin geweihte Hero, in ihrem Thurmgemache, so konnte auch ich noch nicht schlafen, nur war das, was mein Raum bot, leicht zu überschauen, und ich hatte für künftige Neugier nichts zu sparen. So schrieb ich denn an meinen fernen theuren Vater und schaute dabei oft auf das liebliche Bild der heiligen Cäcilia in der Tiefe des Secretärs; das schöne Gesicht der Heiligen trat zuweilen so seltsam belebt durch die schwankenden Strahlen der Kerzen aus dem tiefen Schatten. Endlich wurde ich so müde, daß ich das Bedürfnis fühlte, zu Bette zu gehen. Ich löschte die Kerzen und drückte bald mein Gesicht in die Kissen. Jedenfalls dauerte es auch nicht lange, bis ich eingeschlafen war und wunderliches Zeug zusammenträumte. Mir träumte, Onkel Julian und mein Vater waren gekommen, um über die Tante Priorin wegen der armen gequälten Schwester Hedwig Gericht zu halten. Die ehrwürdige Mutter Sybilla wurde verurtheilt, die großen Schuhe anzuziehen und damit einen Weg durch die Taguswand zu treten. Die Priorin wehrte sich verzweifelt, aber sie wurde von Onkel Julian und meinem Vater fortgezogen, immer durch die Tagushecke durch, und die einzelnen Zweige wurden zu lauter Schlangen, welche sich zischend und züngelnd nach der Tante Priorin ausstreckten; da rief sie in Todesangst die heilige Cäcilia um Hilfe an, und plötzlich erklang ein wunderbarer himmlischer Gesang, und das Gesicht

der Heiligen wurde, von einer strahlenden Glorie umgeben, hinter einem dünnen Wolkenschleier sichtbar. Ich freute mich im Traume, daß die Heilige auf dem Bilde im Schreibsecretär so gut getroffen sei. In dem Augenblicke, als der Gesang ertönte, verschwanden alle Personen, und auch den Kopf der heiligen Cäcilia verbarg eine dichte Wolke, nur der Gesang dauerte fort und wurde immer lauter, immer deutlicher, ja ich erkannte sogar die Melodie eines Liedes, welches ich als Kind oft und oft von meiner Mutter gehört hatte. Unruhig warf ich mich im Schlafe hin und her; endlich erwachte ich, und — lauter noch als vorhin klang das Lied mir in's Ohr, von einer weichen Frauenstimme gesungen. Erschreckt fuhr ich auf. Träumte ich denn mit offenen Augen! Ich setzte mich im Bette auf; das Mondlicht lag klar und glänzend auf allen Gegenständen im Zimmer, dasselbe fast taghell erleuchtend, nur die Nische des Secretärs, den ich zu schließen vergessen hatte, erschien tief dunkel, als sei das Bild der Heiligen daraus verschwunden. Der weiße Vorhang vor dem offenen Fenster bewegte sich leise im Hauche der Nachtlust.

Einen Moment war alles still, nur meine Uhr auf dem Tischchen neben meinem Bette tickte leise, da — da begann der Gesang auf's Neue, dieselbe längst vergessene und mir doch so wohlbekannte Melodie! Es war ein ungarisches Volkslied, dessen schwermüthigen Charakter die volle laute und doch so klagende Stimme ergreifend zum Ausdrucke brachte. Die Sängerin schien auf und ab zu gehen; denn die Töne klangen bald näher, bald ferner, aber die Melodie blieb sich immer gleich; auch schien immer nur die erste Strophe gesungen zu werden, denn wie ich mich jetzt deutlich erinnerte, änderte sich die Melodie dieses Liedes bei jeder folgenden Strophe. Die Worte konnte ich nicht verstehen. Wer, um Himmelswillen, konnte jetzt, um diese Stunde, im Klostergarten singen — es mußte Mitternacht ja längst vorüber sein. Eben holte die Uhr der Klosterkirche zum Schläge ans. Ich zählte erst vier hellklingende, dann zwei dumpfdröhnende lang verhallende Schläge. Also zwei Uhr. Die landläufige Gespensterstunde war somit vorüber, an die ich

freilich nicht glaubte, aber dieses nächtliche Singen im Klostergarten, welches in diesem Momente wieder begann, blieb noch immer unheimlich genug. Mit einem raschen Entschlusse stand ich auf, warf ein Kleid über und trat zum Fenster, dessen Vorhang ich vorsichtig zur Seite schob. Ich sah in den Hof hinunter, es war so hell, daß ich fast die Steine hätte zählen können. Ich sah den Garten vor mir liegen, dessen Bäume jetzt silbernes Laub zu tragen schienen, welches vom Nachtwinde berührt, leise schwankte und zitterte; aber sonst regte sich nichts, soweit ich sehen konnte. Und doch sang die Stimme jetzt wieder und nicht allzufern dasselbe Lied. Auf einmal hörte ich durch die Stille der Nacht ein anderes Geräusch, es klang, als ob mit höchster Vorsicht unten eine Thür geöffnet würde, und jetzt — ich bog mich vor, um besser zu sehen — schwebte eine hohe, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz verhüllte Gestalt lautlos über den Hof und verschwand bald in der Tiefe des Gartens. Das Lied hatte wieder begonnen, aber in größerer Entfernung, da brach es auf einmal mitten in einem Takte jäh ab, und ward nicht weiter fortgesetzt.

Mich schüttelte trotz der lauen Sommernacht ein innerlicher Frost vor Aufregung. Meine erhitzte Phantasie zeigte mir die grauenvollsten Bilder. Ich wartete bei dem Fenster, um die schwarze Gestalt wieder kommen zu sehen, aber Minute auf Minute vergieng, und nichts zeigte sich; da endlich, nach fast einer halben Stunde, glitt die Erscheinung in gleich lautloser Weise wie vorhin über den Hof. Zu meinem Entsetzen blieb sie aber ungefähr in der Mitte desselben stehen und hob den Kopf, dessen Antlitz mir zugewendet erschien. Bestürzt trat ich rasch zurück, so daß man mich von unten unmöglich sehen konnte, ich hatte nur bemerken können, daß auch das Gesicht der Gestalt durch einen schwarzen Schleier verhüllt war. Als ich wieder hinunterzublicken wagte, war Alles verschwunden. — Ich blieb noch eine Weile beim Fenster, aber nichts Ungewöhnliches ließ sich mehr sehen noch hören, und da ich immer stärker fröstelte, so schlich ich in mein Bett

zurück, nachdem ich vorher so leise als möglich mein Fenster geschlossen hatte. Diesmal dauerte es wohl lange, bis ich wieder den Schlaf finden konnte, aber dann schlief ich fest bis zum hellen Morgen, mich weckte erst das sonntäglich feierliche Läuten der Klostersglocken, die wahrscheinlich zur ersten Messe riefen. Ich kleidete mich rasch an, die Ereignisse der vergangenen Nacht erschienen mir wie ein lebhafter unheimlicher Traum.

Aber das geschlossene Fenster, das Tuch welches mir aus der Hand geglitten, als ich erschreckt über die schwarze Gestalt zurückgetreten war, und das noch auf dem Boden lag — alles das sagte mir, daß ich nicht geträumt hatte. Auch der Secretär stand noch offen, und als ich diesen schloß, mußte ich das fast über die Rolle lächeln, welche die heilige Cäcilia, imaginäre Original des schönen Nischenbildes, in meinem Traume gespielt hatte. Ich zog die Glocke, und alsbald kam die freundliche Küchenschwester, welche mir nach dem üblichen frommen „Gelobt sei Jesus Christus“ auch herzlich „Guten Morgen“ wünschte. „Ich habe schon einmal geklopft,“ fügte sie hinzu, „weil mir Schwester Hedwig gesagt hatte, Fräulein Theresa würde wahrscheinlich um sieben Uhr in die Messe gehen, aber da sich auf mein Klopfen nichts rührte, mochte ich Sie nicht wecken. Nach einer langen Reise ist man müde, und da schläft sich's gut. Wünscht das Fräulein hier oder im Refectorium zu frühstücken?“

„Haben denn die ehrwürdigen Schwestern schon gefrühstückt?“ fragte ich.

„Wir frühstücken im Sommer um sechs Uhr, im Winter um sieben Uhr,“ sagte die Schwester Christine, „und jetzt ist es fast acht Uhr.“

Ich beeilte mich, der ehrwürdigen Schwester zu versichern, daß ich nicht immer eine solche Langschläferin sei, und bat sie, mir mein Frühstück aufzutragen, wo sie wolle.

„Vielleicht im Garten,“ schlug sie vor, „es ist so schön.“

Ich warf einen zweifelnden Blick auf den Garten,

aber er sah jetzt so harmlos aus und erglänzte in so wunderbarer Frische und Pracht eines Sonntag-Sommermorgens, daß ich den Vorschlag Schwester Christinens annahm. „Mittags esse ich aber doch in Gesellschaft der Schwestern?“ fragte ich.

Schwester Christine schüttelte zweifelnd den Kopf. „Mit den Novizinnen, das wird unsere ehrwürdige Mutter wohl gestatten, aber die Schwestern dürfen nur in Ausnahmefällen vor Laien essen, und unsere ehrwürdige Mutter ist sehr streng. Ich bitte also, Fräulein, in den Garten zu gehen, links vom Eingange finden Sie eine hübsche, vor der Morgensonne geschützte Laube, dorthin werde ich Ihren Kaffee bringen. Und nach dem Frühstück wollen Sie die Güte haben, zur ehrwürdigen Mutter zu kommen.“

Die gutherzige Nonne entfernte sich, und ich gieng in den Garten hinunter. Den Hof überschritt ich mit einem eigenthümlich beklommenen Gefühl, und auf die Stelle, wo die schwarze Gestalt in der Nacht stehen geblieben war, starrte ich, als müßte sie hier eine Spur zurückgelassen haben. Aber nichtsdestoweniger schmeckte mir in der hübschen Laube und in der köstlichen milden Luft das Frühstück doch ganz vortrefflich. Da knirschte plötzlich der feine Kies des Weges unter sich nähernden Tritten, und nach wenigen Secunden stand die Oberin vor mir. Ich weiß nicht, warum ich ein wenig erschrock; vielleicht weil sie so unerwartet gekommen war. Ich faßte mich aber schnell und erwiderte ehrerbietig ihren freundlichen Gruß. Sie ließ sich mir gegenüber nieder und forderte mich liebenswürdig auf, mich im Frühstück nicht stören zu lassen. Schwester Christine habe ihr gesagt, ich sei im Garten, und da sei sie, die Priorin, auch herab gekommen, da es an einem so wundervollen Tage um jede Viertelstunde schade sei, die man ohne Noth in einem geschlossenen Raume zubringe. Ich stimmte ihr von ganzem Herzen bei, dachte aber bei mir, daß für eine Nonne das eigentlich eine seltsame Bemerkung sei. Meine Tante kam mir heute noch blässer als gestern vor, vielleicht schien das aber nur in

Folge des grünen Lichtes, welches in der Laube herrschte.

„Hast Du eine ruhige Nacht gehabt?“ fragte meine Tante plötzlich.

„Ach, ich schlief ganz vorzüglich,“ antwortete ich heiter — „nur gegen zwei Uhr erwachte ich.“

„So,“ sagte meine Tante gleichgültig und brach eine Jasminblüthe ab, deren Duft sie einathmete, „und worüber erwachtest Du?“

„Es war sehr merkwürdig, ehrwürdige Mutter, über einen eigenthümlich seltsamen, klagenden Gesang.“

Die Oberin sah mich verwundert an: „Du hast wohl geträumt, wer sollte denn Nachts hier singen!“

„Ja, das möchte ich eben von Ihnen hören, ehrwürdige Mutter, weil es gar so unheimlich war,“ versetzte ich, „ich habe ganz deutlich im Garten hier singen gehört!“

Die Oberin lächelte. „Was Du für eine lebhaftere Phantasie hast,“ sagte sie wie mit leisem Spotte. „Es ist ja ganz unmöglich, daß Du etwas dergleichen gehört hast. Meine Nonnen haben alle friedlich geschlafen, es ist strenge Klosterregel, daß ohne meine specielle Erlaubnis nach neun Uhr im Sommer und nach acht Uhr im Winter keine mehr ihre Zelle verlassen darf.“

„Vielleicht wurde in einem Hause, das an den Garten grenzt, gesungen,“ versetzte ich, von der Entschiedenheit, mit welcher die Oberin meine Angaben zurückwies, einigermaßen verwirrt. Ich versuchte auf diese Weise mir und ihr die Erscheinung zu erklären, obgleich ich selbst nicht recht daran glaubte.

Die Priorin schüttelte den Kopf. „Auch das ist nicht möglich. Das Kloster und die Kirche stehen frei, an den Garten stößt die Landstraße, und wenn Du etwas gehört hast, kleine Träumerin, so war es vielleicht ein harmloser Wanderer, der sich den Weg mit einem Liede zu kürzen suchte.“

„Aber es war eine Frauenstimme,“ wandte ich ein.

„Es könnte ja ein Knabe gewesen sein,“ meinte die Priorin und sah mich wieder lächelnd an. „Die Nacht, die fremde Umgebung, die Aufregung der letzten Tage werden Dich in einen Zustand versetzt haben, wo

man seinen Sinnen nicht mehr recht trauen darf, ich meine weder den Ohren, noch den Augen — übrigens, gesehen hast Du ja nichts?“

Das war im Tone einer Frage, aber wieder so gutmüthig spottend gesprochen, wie alles Vorhergehende. Und schon wollte ich alles berichten, was ich in der gestrigen Nacht beobachtet hatte, da fiel mir zum Glück eine, wenn auch nur halb mögliche, Lösung des Räthfels ein. Vielleicht hatte sich nur eine der Schwestern in so eigenthümlicher Weise der schönen Sommernacht erfreut. Würde ich in diesem Falle durch meine Mittheilung der betreffenden Nonne nicht schaden, da die Oberin ja erst vorhin ihre strengen Klosterregeln erwähnte. Ich hatte die Priorin erst im Verdachte gehabt, daß sie von den nächtlichen Vorgängen etwas wisse, aber sie war so natürlich unbefangen, daß ich meinen Verdacht aufgeben mußte. Ich versuchte zu lachen und antwortete auf die letzte Frage der Oberin möglichst harmlos: „Ich bin zwar ein Soldatenkind, das sich nicht fürchten darf, ehrwürdige Mutter, aber ich habe es gestern doch im Bette sicherer gefunden und mich gefreut, daß ich die Decke bis zum Kinne herauf ziehen konnte.“

Die ehrwürdige Mutter Sybilla nickte zufrieden.

„Das glaube ich,“ sagte sie, noch heiterer als bisher; aber ich möchte Dich bitten, von dem, was Deine Einbildungskraft Dir vorgespiegelt hat, vor keiner unserer Schwestern etwas zu erwähnen. Es sind darunter einige, die zu den wahrhaft „Armen im Geiste“ gehören; dieselben neigen bei der eingezogenen und einförmigen Lebensweise, die wir führen, leicht zu abergläubischen Befürchtungen, und diese dürfen niemals Nahrung erhalten, wenn ich es vermeiden kann. Du siehst, daß ich Dir vertraue.“

Sie reichte mir leicht die Hand, die ich, wirklich durch dieses Vertrauen geehrt, ehrerbietig küßte.

„Daß aber auch nie wieder das Fenster offen,“ fuhr die ehrwürdige Mutter etwas schärfer fort, „ich sagte Dir gestern schon, daß ich es nicht wünsche.“

Auf meinem Gesichte mochte sich wohl das Er-

staunen darüber, daß der ehrwürdigen Mutter dieser Umstand bekannt sei, sehr deutlich spiegeln; denn sie fügte sofort mit leichtem Lächeln hinzu: „Ich bin nämlich überzeugt davon, daß Du nur durch das offene Fenster so gut irgend ein Geräusch hast vernehmen können, welches im Vereine mit dem ebenfalls durch das offene Fenster zu Dir bringenden starken Blumendufte jene Illusion, von der Du mir erzählst, erzeugt haben kann. Solche Täuschungen kommen bei so jungem Blute wohl vor. Und jetzt genug davon. Ich lade Dich ein, Dich zum Kirchgange um zehn Uhr unseren Novizinnen anzuschließen, deren eine, ein gutes harmloses Kind, Du ja bereits kennst. Nach der Kirche werde ich Dich allen Schwestern vorstellen. Mittags kommst Du, wenn es Dir gefällig ist, ebenfalls mit den Novizinnen speisen. Andernfalls wird man Dir auf Deinem Zimmer auftragen. Der Garten und die Klosterbibliothek stehen Dir zur beliebigen Benützung frei; ich hoffe, Du wirst Deine Zeit nützlich anwenden.“

Mit freundlichem Gruße entfernte sich die Priorin, und Schwester Christine kam, um das Frühstück-Geschirr fortzutragen.

Zum Kirchgange versammelten wir uns in einem großen Saale des Klosters. Als ich eintrat, waren sämtliche Novizinnen schon anwesend, ich gesellte mich gleich zu Schwester Hedwig, die mich herzlich begrüßte. Die Uebrigen benahmen sich sehr zurückhaltend und schweigsam, nur bemerkte ich, daß sie verstohlen mein hellviolettes Kleid musterten. Eine der Novizinnen mit hagerem blassen Gesichte und schmalen zusammengekniffenen Lippen wandte sich in auffälliger Weise von dem Weltkinde ab und ließ geräuschvoll die schwarzen Kugeln ihres am Gürtel befestigten Rosenkranzes durch die Finger gleiten.

Endlich traten die Nonnen herein, alle bis zur Unkenntlichkeit dicht verschleiert, und ich sah mit unwillkürlichem Erschrecken meine nächtliche Erscheinung hier auf das zwanzigfache vervielfältigt.

Die Nonnen und die Novizinnen ordneten sich nach monotonem Gruße paarweise, ich gieng mit

Schwester Hedwig als letztes Paar in der Reihe. Wir durchschritten einen gewölbten langen Corridor, dessen mosaikartig gelegte Steinplatten unter den damals noch sehr kleinen Absätzen meiner Mode-Stiefelchen dumpf hallten, so vorsichtig ich auch auftrat. Ich schämte mich, weil die Schritte der Nonnen kaum zu hören waren.

Dieser Gang verband, über ein schmales Gäßchen führend, das Kloster mit der Kirche. Am Ende des Ganges gelangte man durch eine schwere, mit wunderlich geformten Eisenbeschlägen versehene Thür von Eichenholz aus dem Gange in das Gotteshaus. Die Thür drehte sich lautlos in ihren Angeln, und durch dieselbe schritt ein Theil der Nonnen und Novizen rechts auf das vergitterte Chor, die andere Hälfte, der ich mich angeschlossen, begab sich nach links, wo sich die Emporkirche mit den ebenfalls vergitterten Chorlogen befand. Diese Logen waren in der Weise abgetheilt, daß an der Brüstung Raum für ungefähr vier Personen war. Bogenförmige Durchgänge führten aus einer Loge in die andere.

Schwester Hedwig zog mich beim Kleide, als ich den Nonnen, die weiter giengen, folgen wollte. Ich sah, daß die beiden Novizen, welche im Paare vor uns gegangen waren, sich bereits auf den Betschemmeln an der Brüstung niederließen, Schwester Hedwig und ich folgten ihrem Beispiele. Durch das reichgeschnitzte Holzgitter sah man in das Schiff der Kirche hinunter, in welchem eine große Anzahl Andächtiger kniete. Uns gegenüber befanden sich ebenfalls vergitterte Logen, die jedoch leer waren. Ich konnte aber weder das Altar, noch die übrigen Nonnen, noch die Orgel sehen, da das Gitter der Loge ein Vorbeugen nicht gestattete. Jetzt erfüllten prächtig brausende Orgelklänge den ganzen Raum, und ein Chor von trefflich geschulten Frauenstimmen sang den „Introitus.“

Nur der Chor begleitete während des ganzen Hochamtes die heilige Handlung, und ich wunderte mich im Stillen, daß kein Solo gesungen wurde, wie dies doch sonst bei Hochämtern in der katholischen Kirche üblich ist.

Ich verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Gesang. Es waren fast ausnahmslos kräftige, schöne Stimmen, aber keine erinnerte mich an die weichen, süßen Töne, die ich heute Nacht gehört, und die sich unauslöschlich meinem Bewußtsein eingepägt hatten. Die nächtliche Sängerin befand sich ohne Zweifel nicht unter den Nonnen auf dem Chore.

Als das Amt zu Ende war, warteten wir, bis der Zug aus den dem Altare näher liegenden Logen zurückkehrte und schlossen uns in derselben Ordnung wieder an; bei dem Verlassen der ersten, d. h. der dem Eingange zunächst liegenden Loge reihten sich auch die Nonnen, welche auf dem Chore gewesen waren, wieder dem Zuge ein.

Als wir in dem Saale wieder angekommen waren, schlug die Oberin, welche an der Spitze des Zuges geschritten war, den Schleier zurück, und die übrigen Nonnen folgten ihrem Beispiele. Es waren der Mehrzahl nach ältere, blasse, stille Gesichter mit — ich kann mir nicht helfen — meist gar keinem Ausdrucke in den Mienen. Die Oberin stellte mich vor, aber nur einige der ältesten Nonnen sagten mir einige begrüßende Worte. Die Anderen schwiegen, ob aus Respect oder Dumpsheit, weiß ich nicht. Nach der großen „Cour“, wie ich diese Vorstellungsceremonie im stillen nannte, gieng ich wieder in den Garten und las, bis die Tischglocke ertönte und Schwester Hedwig kam, mich zum Mittagessen zu holen, das ich in Gesellschaft der Novizinnen einnahm, deren Älteste das Tischgebet sprach. Während die Suppe gegessen wurde, welche Schwester Christine in kleinen weißen Steingutnäpfen vor jede Einzelne von uns hinstellte, las Schwester Hedwig einen Abschnitt aus einer Heiligenlegende vor. Als wir unsere Suppe gegessen hatten, klopfte die Vorsitzende mit ihrem harten Fingerringel dreimal auf den Tisch, zum Zeichen, daß die Vorleserin schließen möge. Schwester Hedwig erhob sich und sagte feierlich „Deo Gratias“, welche Worte von der ganzen Tischgesellschaft mit einem eintönigen „Amen“ erwidert wurden. Mit niedergeschlagenen Augen kam die junge Novize zum Tische. Ich bedauerte sie lebhaft im In-

nern, daß sie jetzt ihre kalt gewordene Suppe essen mußte. Ich war froh, als die Vorsitzende das Schlußgebet sprach und das Mittagmahl, bei dem nicht ein Wort gesprochen wurde, zu Ende war.

Nach Tisch lustwandelten fast sämtliche Klosterbewohnerinnen zu zweien und dreien in leisem Gespräche im Garten, auch ich schritt mit Schwester Hedwig, deren harmloses kindliches Wesen mir immer besser gefiel, in einem der Seitengänge auf und ab. Ich fragte sie, ob in der Kirche immer nur Chorgesang üblich sei. Sie bejahte.

„Und warum wird nicht auch der Sologesang gepflegt, da doch viele der Nonnen sehr hübsche Stimmen besitzen, wie ich wahrgenommen habe,“ fragte ich verwundert.

In diesem Augenblicke gieng Schwester Christine mit einem Körbchen am Arme, in welches sie eine Menge der schönsten reifen Johannesbeeren und Himbeeren gepflückt hatte, an uns vorüber.

„Tante“, rief die Novize sie leise an.

Die Nonne blieb stehen und warf schnell einen forschenden Blick um sich; sie schien zufrieden, als sie in der nächsten Nähe Niemanden bemerkte.

„Was willst Du, mein Liebling?“ fragte sie zärtlich.

„Fräulein von Teleki wünscht zu wissen, warum bei uns auf dem Chore nicht zuweilen ein Solo gesungen wird. Ich weiß es nicht, und habe auch noch nicht darüber nachgedacht.“

Ein Schatten flog über das erst so fröhliche Gesicht der Küchenschwester.

„In früheren Jahren sollen die Meßgesänge der Klosterfrauen weit und breit berühmt gewesen sein, weil es geradezu Kunstleistungen waren, wie musikverständige Leute unserer verstorbenen Priorin öfters gesagt haben,“ entgegnete Schwester Christine ziemlich zurückhaltend.

„Und warum jetzt nicht mehr?“ fragte ich gespannt.

„Es scheint, daß unsere jetzige ehrwürdige Mutter den Gesang überhaupt nicht liebt; denn seit sie Priorin ist, wurde nur noch im Chore und auch da so selten als möglich gesungen; der Chorgesang läßt sich aber

nicht gut aufheben, weil die Gläubigen, welche unsere Kirche besuchen, zu sehr daran gewöhnt sind.“

Ich fragte nicht weiter, da ich sah, wie ungern Schwester Christine mir antwortete. Sie beeilte sich auch, sofort ein anderes Thema anzuschlagen.

„Sei vorsichtiger, Hedwig,“ sagte sie mit liebevoll besorgtem Tone, „wir würden uns einem scharfen Tadel aussetzen, wenn jemand hörte, daß Du mir „Tante“ sagst; Hedwig ist das einzige Kind meiner Schwester“, wandte sich die Nonne erklärend zu mir.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu bemerken, daß ich diese Klosterregel, welche jedes Familienband aufhebe, grausam finde.

„Ach, in den Klosterregeln steht nichts dergleichen, aber unsere ehrwürdige Mutter ist so streng“ — mir fiel auf, daß die Nonne wieder den Ausdruck „streng“ brauchte — „sie sagt“, fuhr die Küchenschwester fort, „eine Person, welche ihr Leben Gott und seinem Dienste weihe, dürfe weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester mehr haben; nur eine geistliche Verwandtschaft dürfe noch für uns bestehen und kein Band uns mehr an die Welt knüpfen.“

Wie klang das bang und traurig! Jedes Wort schien mir ein schwerer Seufzer zu sein. Die freundlichen Augen der Nonne blickten so starr und müde in's Weite, als sie sprach, das frische Gesicht sah mit einemmale so welk und kummervoll aus, daß sich in meinem Herzen das innigste Mitgefühl regte.

Die arme Nonne hatte wohl nicht oft solche Gemüthsanwandlungen, denn ihre Michte sah ihr mit großen Augen voll besorgten Staunens in die veränderten Züge ihres Antlitzes. Die resolute Frau hatte sich aber schon gefaßt: „Du lieber Gott“, sagte sie, und schüttelte ein wenig den Inhalt ihres Körbchens, „da stehe ich und plaudere und vergeße, daß für eine Küchenschwester das Wort der Bibel: „Sorget nicht, was werden wir essen, was werden wir trinken“ eine andere Bedeutung hat, als für die Nonnen; wenn eine Mahlzeit vorüber ist, muß ich schon wieder an die andere denken. „Dieses große Kind da,“ fuhr sie scherzend auf

Hedwig weisend fort, „freut sich immer zumeist auf das Vesperbrod. Heute gibt's saure Sahne und Beerenobst. Bist Du zufrieden?“

Hedwig versicherte mich lachend, daß ihre gute Tante nur das den Schwestern vorsehe, was sie selber gern möge, und Schwester Christine eilte, gutnützig über die gottlose Verrätherin scheltend, davon.

Der Tag vergieng unter mannigfacher Beschäftigung. Meine Tante, daß heißt, die ehrwürdige Mutter Sybilla, führte mich im Kloster herum und zeigte mir alles Sehenswerthe, so die Bibliothek mit einer stattlichen Anzahl kostbarer Bände, an die Bibliothek stieß der sogenannte Bildergang, ein langes, mächtig breites Gemach mit hohen Bogenfenstern. An den Wänden hingen die Bildnisse sämmtlicher Priorinnen, welche dem Kloster angehört hatten. Die ehrwürdigen Mütter sahen meist ernst und finster aus ihren goldenen Rahmen mit den lateinischen Unterschriften, nur wenige der frommen Vorsteherinnen ihrer Untergebenen hatten in ihren Zügen einen milden herzzgewinnenden Ausdruck. Zu diesen Wenigen gehörte auch die Vorgängerin meiner Tante. Die letztverstorbene Priorin sah jedoch nicht allein mild, sondern fast etwas energielos aus. Das zeigte sich in dem bereitwillig lächelnden Munde, den vollen, rothen Wangen und den kleinen, hellen, gutnützhigen Augen. Schon die Haltung dieser Nonne war charakteristisch. Während alle früheren Priorinnen würdevoll standen, saß die behäbige Gestalt der letzten gemüthlich in einem großen Armesessel. Das Außere dieser Frau paßte so wenig zu ihrem Stande und Berufe, daß ich vor diesem letzten Bilde länger als vor den übrigen stehen blieb. Die ehrwürdige Mutter Sybilla stand schweigend neben mir und schaute mit verdüsterter Miene auf das Portrait. Ob sie wohl bei sich dachte, daß ihr eigenes Bild einst ganz anders die Würde einer Priorin des großen Klosters Maria-Trost repräsentieren würde . . .

Ich las die Unterschrift; in großen, schwarzen Lettern stand da: „Rev. mater Maria Polyxena mort. est III. die mens. octobris MDCCCXLVII.“

Also zwölf Jahre schon war diese Frau todt, und meine Tante nahm seitdem ihre Stelle ein.

„Was bedeutet denn das Wappen in der Ecke jedes Bildes?“ fragte ich, um das Stillschweigen zu brechen.

„Alle Priorinnen gehörten den hervorragendsten Adelsgeschlechtern des Landes an,“ erwiderte die ehrwürdige Mutter mit so bedeutsamer Betonung, daß ich bei mir dachte, sie sei doch noch nicht allen Eitelkeiten der Welt abgestorben.

Wir verließen den Bildersaal, und ich zog mich in mein Zimmer zurück, um an meinen theuren Vater zu schreiben, da ich ihm versprochen hatte, so oft als möglich von mir Nachricht zu geben.

Nicht ohne ein banges Gefühl erwartete ich die Nacht; aber ich schloß, den Weisungen der Oberin gehorchend, pünktlich das Fenster. Als die Klosterglocke die erste Stunde ankündigte, begab ich mich zu Bette; sah aber vorher noch in den Garten, der in friedlicher Schönheit in leuchtendem Mondenschimmer, wie die Nacht vorher, dalag. Nichts regte und rührte sich. Ich konnte lange nicht einschlafen; es ließ sich aber nicht das Geringste vernehmen, und erst die Morgensterne, deren helle Strahlen auf dem glänzenden Glase der Fenster blitzten, weckte mich wieder aus meinem gesunden Schlafe.

II.

Tag um Tag vergieng in gleichmäßiger Thätigkeit. Ich las, schrieb, stickte und hielt mich dabei, wenn es schön war, fast den ganzen Tag im Garten auf. Die Tante schien mich ganz nach meinem Ermessen gewähren zu lassen und suchte mich nicht allzu oft auf, desto häufiger plauderte ich mit der Novize Hedwig und mit der Laien-Schwester Christine; mit den übrigen Nonnen verkehrte ich nur selten.

Als ich in das Kloster gekommen war, hatte ich mir den Kopf zerbrochen, was die Nonnen mit ihrer Zeit wohl anfangen, da sie sich weder der Krankenpflege noch der Erziehung der Jugend widmeten. Sie